

Werden wir Hauskinos haben?

Autor(en): **Kauer, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **6 (1953-1954)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-963893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Schatten der Filmpaläste

ZS. Hollywood, heute im Zeichen des Fernsehens, ist noch immer Wunschtraum und magisches Symbol von Ruhm, Reichtum und ungehemmtem Lebensgenuß für Millionen. Es sind allerdings nicht nur die Filmstars, welche die sagenhaften Vergnügungstätten bevölkern, sondern viele neue Gesichter aus den frischen Studios für Fernsehprogramme blicken über die Tische. (Seit General Sarnoff, der Herr der Apparatefirma RCA, die grundsätzliche Fertigstellung des elektronischen Films ankündigte, sind allerdings auch ihre Tage möglicherweise gezählt.) Aber ganz nahe bei den im Neonlicht strahlenden Nachtlokalen und Filmpalästen gibt es ein kleines, braunes Kirchlein, das die ganze Nacht hindurch einen bescheidenen Lichtschimmer in die Dunkelheit hinaus wirft: das Kirchlein der Selbstmörder.

Daß es in Hollywood so etwas gibt, deutet auf den großen Schatten, den auch die leuchtendsten Palastfassaden nicht zu überstrahlen vermögen, auf die Kehrseite in dem großen Spiel um Ruhm, Reichtum und Lebensgenuß. Äußerlich unterscheidet es sich nicht viel von andern kleinen Gotteshäusern. Nur ein kleines Schild ist angebracht, «Tag und Nacht geöffnet», und rechts von der Türe befindet sich ein Druckknopf für die Glocke. Es ist nicht zu erklären, wie es kam, aber irgendwie scheint seine Existenz allgemein bekannt zu sein. Kaum eine Nacht vergeht, ohne daß nicht ein Mensch langsam und vielleicht in Tränen das Portal durchschreitet. Meistens zieht er dabei die Glocke, und dann erscheint der Mann, der diesen seltsamen Kirchendienst verwirklicht hat, Pfarrer Wells.

Er war nicht immer Pfarrer. Ursprünglich Schreiner, wanderte er herum und fragte sich, was wohl aus ihm würde, bis er in mühseligen Anstrengungen sein Amt und seine Aufgabe fand. Aber noch heute blickt er kopfschüttelnd auf die Pfarrer, die nicht wie er durch die harte Schule der Landstraße gegangen sind. Er glaubt, daß nur der die Nöte des Volkes wirklich verstehe, der dessen Leben habe führen müssen. Und wer sich in Not befindet, könne nicht warten bis zum andern Morgen, oder gar erst auf den Sonntag, bis die Kirche aufgehe. In der Nacht stellten sich beim Menschen die großen, seelischen Krisen ein, vor allem in der schlimmen Stadt Hollywood.

So schläft er Nacht für Nacht angezogen in einem Nebenraum der Kirche, des leisen Lätens gewärtig. Die meisten, die sich einfinden, sind völlig verzweifelt. Er läßt sie reden; es ist meist irgendeine menschliche Tragödie, die sich vor ihm ausbreitet. Manchmal sind es auch Betrunkene, aber nicht jene aus versteckten Kneipen, sondern die verzweifelt Betrunkenen der Hollywooder Gesellschaft, Leute in guten und sehr großen Stellungen, die in eine schwere Situation geraten sind und nicht mehr aus und ein wissen. Sie haben das Bedürfnis, sich bei einem Unbeteiligten auszusprechen, wobei sie die Hemmungen aber vorher mit Whisky beseitigen müssen. Pfarrer Wells hat herausgefunden, daß es gut ist, möglichst wenig zu seinen nächtlichen Besuchern zu sagen, jedenfalls solange nicht, bis sie sich vollständig von allem befreit haben. Manchmal verschwindet sogar ihre Verzweiflung schon, wenn sie Gelegenheit zur Aussprache erhielten und ihre Not in Worte fassen mußten.

Es gibt sehr schwere Fälle darunter, und der Fluch einer Industrie, die tausendfach Freude und Lebensmut hätte verbreiten können, aber zu einem grausam rücksichtslosen Geldgeschäft wurde, wird in dem kleinen Kirchlein fast jede Nacht fühlbar, wenn die gestrandeten Opfer einer unerbittlichen Maschine sich einfinden. Eine junge Frau, die sich in die Brust geschossen hatte, wollte in ihrem schwerverletzten Zustand zuerst in das braune Kirchlein, bevor sie an ein Spital dachte. Während sie auf die vom Pfarrer herbeigerufene Ambulanz wartete, erzählte sie ihm ihre Lebenskrise, die sie zur Pistole hatte greifen lassen. Eine altbekannte Hollywooder Tragödie, wo kluge und fähige Menschen zuerst in den Himmel gehoben werden, nur um sie dann umso stärker in die Tiefe zu schleudern, wenn die anonymen Mächte glauben, ohne sie auskommen zu können.

Die Mehrzahl findet sich glücklicherweise wieder zurecht. Schon der Entschluß, das sagenhafte Kirchlein aufzusuchen, bedeutet vielleicht eine Wendung zum Bessern in der seelischen Krise. Darum ist schon sein bloßes Vorhandensein wichtig. Eines Nachts erschien ein Mädchen, eine Tänzerin, völlig verzweifelt, und erzählte ihre Geschichte, die sich in nichts von andern Tragödien unterschied. Pfarrer Wells lächelte in seiner väterlichen Weise und sagte nichts. Sie kam schließlich selbst auf den Gedanken, daß es das Klügste wäre, heimzufahren, dorthin, wo sie aufgewachsen war. Er sah sie nicht wieder. Aber er ist überzeugt, daß er ihr ohne ein Wort Gutes getan habe, schon durch die immer geöffnete Türe. Sein Optimismus scheint gerechtfertigt. Fast die ganze Ausstattung für Kirche und Haus hat er von Unbekannten in Hollywood geschenkt bekommen. Er kümmert sich nicht um die Spender, selbst wenn die Gaben, was häufig vorkommt, in Luxusautos von Chauffeuren gebracht werden. Andere allerdings kommen selber, immer wieder, mehrmals im Jahre zum Sonntags-Gottesdienst, wenn er aus seiner großen Erfahrung über die Fragwürdigkeit des Menschenlebens predigt. Lange vorher ist das Kirchlein gefüllt, alles bewirkt durch einen Glockenknopf, dessen Druck Verständnis und Sympathie bringt.

Werden wir Hauskinos haben? Eduard Kauer

Bis jetzt ist es noch nicht so weit; das Fernsehen steckt noch in den Kinderschuhen. Technisch ist es nur ungenügend in der Lage, in sich geschlossene Spielfilme zu senden. Ernsthaft gefährdet sind die Kinos nicht,

noch nicht. Das Fernsehen ist nicht einmal Ersatz für sie. Man muß sagen, daß nicht einmal die Wochenschauen, die Aktualitäten, im Fernsehen befriedigen. Es hat noch viel zu lernen. Aber das wird sich ändern. Wir wissen, wie kurz die Zeitspanne gedauert hat von den ersten bescheidenen Detektorapparaten mit Kopfhörern, an denen sich die Liebhaber der Technik ergötzen, bis zu den sechslampigen Empfangsgeräten auf der Berg- hütte, mit denen sich der Hüttenwirt griffsicher die Operübertragung aus Mailand und die echte Zigeunermusik aus Budapest holt. Und wir wissen, daß (mindestens solange es keine Zensur gegen Erfinder gibt, und davon ist die Menschheit wahrlich noch weit entfernt) gegen technische Entwicklungen nicht mit Gefühlen oder Geschmackseinwendungen gekämpft werden kann. Auch die Leute, die, gewiß nicht ohne gute ästhetische Gründe, gegen den Tonfilm stritten, mußten es erfahren, daß, wer gegen eine in sich folgerichtige, technische Entwicklung kämpft, so nutzlos Selbst- Aufopferung übt wie ein nackter Aristoteles, der sich einer heranbrausenden ferngesteuerten Lokomotive entgegenwirft.

Und dies endlich wissen wir gewiß, daß der Film, dieser charakteristische Schrittmacher und Weggenosse unseres Zeitalters, erst eine besondere Wirkungsform gefunden haben wird, wenn er sich von einer ihm wesens- fremden Verbreitungsart — zuerst der Schaubude, dem Kintopp, dann den Prunktheatern — losgelöst hat. Erst dann kann er, dem Rundfunk gleich, tatsächlich alle Menschen ohne Unterschied ihres Aufenthaltsortes erreichen.

Denn soviel läßt sich, wenn wir im voraus aus gewisser Zunkunft auf unsern heutigen Standort zurückblicken, mit Sicherheit sagen: das Kino hat von seinen frühesten Anfängen bis zu seinen großen Trumpf- leistungen gewisse Erscheinungsformen, die ihm aus seiner Kintopp- und Schaubudenzeit anhaften (zum Beispiel die farbigen Plakate), nie über- wunden; es hat bestimmte äußere Formen des Theaters übernommen, ohne diese Formen immer mit neuem, echtem Inhalt zu erfüllen. Wurde versucht, über die kahlen Filmvorführungen hinaus Programme zu entwik- keln, so ist man, wie das um 1930 herum geschah, nie über mißglückte Anleihen — Varieténummern oder Ouvertüren — hinausgekommen. Das Kino wurde, trotz marmorgeschmückter, mit dicken Teppichen beleg- ter Treppen und Vorräume, nie zu einem auch noch so dürftigen Theater- ersatz, es vermittelte, selbst wenn das Publikum sich Tage vorher um die Einlaßkarten zanken mußte, wie bei einer Opernpremiere, nie auch nur das geringste vom Fluidum des Theaters oder der Oper. Seine mit Bildern und Schauschränken geschmückten, mit den weichsten Fauteuils aus- gestatteteten Vorsäle wurden nie zum Foyer. Kein Premièrenrummel, kein Blumenarrangement und keine vor die Rampe tretenden Hauptdarsteller vermochten es jemals, eine Filmpremière zu einem gesellschaftlichen Ereignis zu machen, mag die Gesellschaft, die eine Zeit meint, nun diese oder jene oder eine andere sein, so wenig wie Krach und Polizeiaufgebot je eine Filmaufführung in die geistige Nähe eines Theaterskandals rücken konnten.

Das Kino ist nur eine Durchgangsform. Sie wird überwunden werden. *(«Film»)*

Disneys Anfänge

Auf einmal war er da. Über alle Leinwände in der Welt ging die «Mickey- Maus», die lustige Geschichte eines einfältig-schlauen Mäuschens. Und Disney wurde weltberühmt und schien ein gemachter Mann.

Nur ein guter Einfall eines begabten Zeichners? Tausende versuchten ihn nachzuahmen und ebenfalls Dollarmillionen zu scheffeln, aber sie sind vergessen. Hinter Disney steckt mehr als nur ein Träumer, der nur seine Phantasie walten läßt. Gewiß braucht er davon sehr viel, Phantasie ist die unerschöpfliche Lebensquelle für jeden Schaffenden, aber daneben kennt er auch noch des Lebens harte Wirklichkeiten, die er vorerst zu überwinden hatte, um das zu geben, was ungezählte Millionen erfreut. Und das wußten seine vielen Nachahmer nicht.

Es fing für ihn schwer genug an. Aus sehr bescheidenen Verhältnissen stammend, übte er verschiedene Gelegenheitsberufe aus, nachdem er sich mit der Schule nicht befreunden konnte und sie bald verließ. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges kam er auch nach Frankreich, wo er jedoch nur Dienst als Chauffeur tat, um bald entlassen zu werden. Erstmals setzte sich jetzt bei ihm die Idee fest, sich als Zeichner zu betätigen und zwar für bewegliche Filmbilder. Die Gesellschaft, die er dafür gründete, machte jedoch schon nach knapp einem Jahr Bankrott. Das scheint ihm jedoch eher genützt zu haben, wenigstens innerlich, denn er mußte sich jetzt ernstlich besinnen, ob seine Idee etwas taue, und er dafür der richtige Mann sei. Er konnte eine Vertriebsfirma für sich gewinnen, aber als es ans Zahlen ging, machte sie ebenfalls Konkurs. Wieder saß er mittellos auf der Straße.

Nun gab es für ihn in New York kein Bleiben mehr. Er mußte nach Hollywood. Um das Reisegeld zu verdienen, borgte er sich eine halb- defekte, alte Filmkamera und filmte ungezählte Scharen von auf der Straße herumkriechenden Kleinkindern, deren entwickelte Bilder er dann den Eltern verkaufte. Nach einigen Monaten konnte er endlich fortfahren, doch in Hollywood mußte er unangenehme Überraschungen erleben. Er hatte einen guten Zeichnungs-Trickfilm bei sich, den er den großen Studio- direktoren vorführte. Aber alles, was er nachher zu hören bekam, war, daß diese Produktion in New York beheimatet sei, und er am besten den nächsten Zug dorthin besteige. Doch er blieb, um auf eigene Rechnung zu arbeiten, — oftmals nur ein Weg zum Darben.

Das war vor mehr als 30 Jahren. Disney verhungerte nicht, wahrschein-